

Das Mainzer Bernsteinzimmer

Leningrad, Anfang September 1941

„Isch kann nit mehr!“, stöhnte der Goldschmied Raub aus Mainz.

„Reiß dich am Riemen!“, zischte der Schiffschaukelbremser Kaiser aus Königsberg.

Raub packte den Gewehrriemen, hängte seine Knarre auf die andere Schulter und stolperte weiter nach Osten. Mit jedem Kilometer wurden Gewehr und Gepäck schwerer, schmerzte der Rücken schlimmer. Verdreht und verlaust schleppte er sich schwitzend über die verstaubte Straße. Die wunden Füße in den klobigen Stiefeln waren voll eitriger Blasen und schmerzender Druckstellen. An den Innenseiten der Oberschenkel bildeten sich Furunkel, weil die Haut wundgescheuert war.

Es war einer der vielen Tage, an denen sie vierzig Kilometer laufen mussten. Tausende schwere Stiefel schlurften über den Sandweg und wirbelten Staub auf. Der Staub brannte in den Augen, machte die Lippen rissig, trocknete die Kehlen aus. Schweiß tropfte von der Stirn, grub kleine Kanäle in die staubgrauen Gesichter. Wenn Motorräder die Kolonne überholten, husteten und keuchten die Soldaten im aufgewirbelten Dreck. Obwohl Anfang September, war es tagsüber immer noch sauheiß. Die Luft stand still, die Sonne brannte, und viele fielen einfach um. Kreislaufkollaps.

„Dess iss doch alles fer de Arsch!“, keuchte Raub und sah nach vorne. Vor sich sah er zwei Ärsche übereinander. Unten ein Pferdearsch und darüber der dicke Hintern seines Hauptmanns. Der Offizier ritt auf einem geklauten russischen Gaul. Hinter ihm trotteten seine müden Männer.

„Haaalt!“, rief der Hauptmann. „Pause!“

Der Hauptmann hörte hinter sich das Klappern von Stahlhelmen, Gasmaskenbehältern und Gewehren, dann war Ruhe. Immer, wenn Pause befohlen wurde, dann ließen sich die erschöpften Männer einfach hinfallen und schliefen am Straßenrand sofort ein.

So ging das seit Wochen. Manchmal kamen ihnen auch Sowjets entgegen. Es waren Gefangene, die in langen Kolonnen nach Westen getrieben wurden. Wenn die vor Erschöpfung umfielen, wurden sie getreten und mit Gewehrkolben geschlagen, bis sie wieder aufstanden. Wenn sie nicht aufstanden, wurden sie erschossen. Waren eh nur Untermenschen.

„Was ist das da vorne?“, fragte der Hauptmann.

„Das ist Zarskoje Selo, das berühmte ehemalige Sommerschloss der russischen Zaren“, erklärte der schlaue Oberleutnant.

„Soso“, sagte der Hauptmann. Der Hauptmann konnte den Oberleutnant nicht leiden. Der Oberleutnant war ein Geschichtslehrer in Uniform, der ununterbrochen schlaue Vorträge hielt.

Zum Beispiel jetzt: „Nach der Oktoberrevolution 1917 haben die Bolschewisten den Zaren erschossen und aus dem Schloss ein Museum gemacht, das berühmt für seine Kunstschätze ist. Unter anderem ist hier das erotische Geheimkabinett der Zarin Katherina und das weltberühmte Bernsteinzimmer ...“

„Mir scheißegal!“, blaffte der Hauptmann. Er interessierte sich nicht für Kunstgeschichte. Das einzige, was ihn interessierte, war die Aussicht, heute Nacht in diesem Schloss zu schlafen, vielleicht etwas Wertvolles zu klauen, auf jeden Fall zu Hause damit anzugeben, dass er ein Schloss der russischen Zaren erobert hatte. „Oberleutnant! Halten Sie keine schlaunen Vorträge! Schnappen Sie den dritten Zug und erkunden Sie, ob das Schloss verteidigt wird!“

Der Oberleutnant scheuchte die Männer vom dritten Zug hoch.

Der Goldschmied Raub aus Mainz und der Schaustellergehilfe Kaiser aus Königsberg setzten die Stahlhelme über ihre verschwitzten Köpfe, nahmen die Gewehre in Anschlag,

bildeten mit den anderen eine Schützenkette und gingen auf das Schloss zu. Wie immer in solchen Fällen gingen sie leicht geduckt, mit einem flauen Gefühl im Magen.

Wenn man Angst hat, getroffen zu werden, geht man automatisch langsamer und zieht den Kopf ein. Man schielt nach links und rechts und geht nur dann vorwärts, wenn man sieht, dass der Nebenmann auch vorwärts geht. Man will nicht zurückbleiben, aber man will auch nicht vorangehen. Man geht halt mit, obwohl man nicht will. So funktioniert militärischer Gruppenzwang.

Das flaue Gefühl war unnötig. Das riesige Schloss war unverteidigt. Die Soldaten latschten über breite Treppen, durch Flure und Säle. An den Wänden hingen riesige Gemälde in vergoldeten Rahmen. Die Decken waren mit Stuck verziert. Die Soldaten trampelten mit dreckigen Stiefeln über teure Teppiche, vorbei an kostbaren Möbeln, über sich protzige Kronleuchter.

„Komm sofort her!“, rief Kaiser. „Das musst du dir ansehen!“

Raub kam in einen Saal und staunte. Alle Wände und Möbel waren mit Schweinereien verziert. Überall leuchteten nackte Figuren. Man sah nur Brüste, Ärsche, Geschlechtsteile, bumsende Menschenfiguren in silbernen und goldeten Farben.

„Wass fer ä Saueret!“, stammelte Raub begeistert. „Nix als wie Bibbese, Schneckscher unn Titscher!“

Sie standen im berühmten erotischen Geheimkabinett, wo Zarin Katharina die Große ihre unzähligen Liebhaber antanzen ließ.

„Sieh dir das an!“, rief Kaiser aus einem anderen Raum.

Raub folgte dem Ruf seines Kumpels. Jetzt stand der Ostpreuße in einem riesigen Saal, der golden leuchtete. Die Wände bestanden aus Einlegearbeiten, aus geschnitzten und geschliffenen Bernsteinstücken. Ein gigantisches, golden leuchtendes Mosaik. Über vier Meter hoch, unterbrochen von riesigen Spiegeln. Was für eine Pracht!

„Dess iss dess berühmte Bernscheinzimmer!“, sagte Raub ehrfürchtig, weil er im Zivilberuf Goldschmied war.

Der Schiffschaukelbremser Kaiser zuckte mit den Schultern, zog sein Seitengewehr aus der Scheide und brach kleine Bernsteinbrocken aus den Vertäfelungen.

„Was machst du da?“, fragte Raub.

„Souvenirs mitnehmen“, sagte Kaiser und steckte die Teile ein.

Andere Soldaten brachen Schubladen auf, durchwühlten Schränke, klauten Silberbesteck. Manche zerschlitzen aus purer Zerstörungslust Gemälde. Einige schnitten Bilder aus den Rahmen, rollten sie zusammen und steckten sie ein.

Raub brach zwei geschnitzte Bernsteinköpfe aus der Wand, schickte sie mit der Feldpost nach Mainz und schrieb einen Brief dazu.

„Liebe Mama,

Mir geht es gut und ich bin gesund. Gestern haben wir ein russisches Zarenschloss erobert. Dabei habe ich dieses Zeug gerettet. Für die verlausten Saurussen ist das sowieso zu schade. Versteck den Kram im Keller hinter der Kommode, wo der alte Gang ist. Sag niemanden etwas davon. Auch nicht Papa. Babba geht immer ins Weinhaus Bluhm und in den Kappelhof und kann sein Maul nicht halten, wenn er die Heef hat. Das Zeug kann nämlich viel wert sein, wenn der Krieg vorbei ist. Dein Fritz.“

Der Kommissar und seine Männer

„Bolizei Meenz“, schnaufte Binger Hansi genervt ins Telefon. „Wass gibt's dann schon widder?“

Binger Hansi hieß Binger Hansi, weil er aus Bingen kam. Er fühlte sich gestört, weil er gerade über einem Kreuzworträtsel brütete. Aber weil er auch krankhaft neugierig war, hörte er sich zuerst die ganze Geschichte an und verband den Anrufer erst danach zur Kripo.

„Nix als wie Schtress“, schmatzte der kauende Kriminalassistent ins Telefon, „unn dess aach noch am Freidaach!“ Dann legte er auf. „Scheff! In de Gaugass hadde se än alde Soldat mit Schtahlhelm unn Gewehr gefunne. Sinn mir da ibberhaupt zuschtännisch?“

„Warum nicht?“, entschied Kommissar Mittelstädt.

Für die Kripo war es eine schöne Abwechslung, mit toten Menschen zu tun haben, die schon so lange tot waren, dass es keine heulenden Angehörigen mehr gab. Es war wie Urlaub, nur interessanter. Deshalb kommandierte der Kommissar die Spurensicherung in die Gaustraße und befahl seinem Assistenten: „Harry, hol schon mal den Wagen!“

Brummelnd kutscherte der Assistent seinen Chef zur Baustelle. Da fiel dem Kommissar etwas ein: „Fahr zum Schambes!“

„Was willst du dann beim Schambes?“, fragte der Assistent und hielt am Parkplatz Ecke Holzhof- und Augustinerstraße.

Der Kommissar gab keine Antwort, sondern ging in die Kneipe „Zum Schambes“. Er hatte Glück. An der Theke saß Shtolz. Ein Mann in einer grünen Armeejacke, im Mund ein Zigarillo, vor sich ein Bier, und auf dem Bierdeckel fünf Striche. Shtolz hatte anscheinend Urlaub.

„Ei Guude“, sagte Shtolz. „Trinkste eener mit?“

„Nein“, sagte der Kommissar. „Wir brauchen das Mainzer Sondereinsatzkommando für forensische Archäologie.“

Shtolz war der Beste, den es gab. Seit er als kleiner Bub eine römische Münze gefunden hatte, war er infiziert. Er arbeitete als Grabungstechniker beim Landesdenkmalamt und hatte einen legendären Ruf. Shtolz konnte im Dreck Spuren lesen. Kleinste Bodenvertiefungen, Verfärbungen, winzige Unregelmäßigkeiten, nichts entging ihm. Er wurde immer wieder an eine Bundesbehörde ausgeliehen. Zum Beispiel, wenn eine Leiche gesucht wurde, die irgendwo in einem Waldstück vergraben war und gefunden werden musste. Manche behaupteten sogar, Shtolz spüre, wo etwas liegen könnte.

„Was habt ihr dann gefunne?“

„Alte Knochen mit Gewehr“, sagte der Kommissar und ließ sich mit Shtolz zur Baustelle fahren.

Hoch interessiert sahen die Kriminalen zu, wie die Spezialisten Knochen und Krepel aus dem modrigen Brunnenschlamm pulten. Ohne zu murren, überließen die Spurensicherungsmenschen Shtolz das Kommando.

„Des iss än alde deutsche Landser aussem Zwädde Weltkriesch“, behauptete der Assistent, als er den Stahlhelm und das Gewehr sah.

„Ach was“, sagte der Kommissar. „Anhand dieser Ausrüstung tippe ich eher auf einen römischen Legionär. Der war vor 1800 Jahren im Römerlager auf dem Kästrich stationiert. Dann ging er in Mainz einen saufen und wollte nix bezahlen, weil der Wein scheiße schmeckte. Deshalb hat ihn der Wirt totgeschlagen und in den Brunnen geworfen.“

„Scheff, du nimmst misch nit ernst!“, maulte der Assistent.

„Hihi“, lachte die Polizeifotografin.

Sie saßen zu dritt in der Baggerschaukel. Kommissar, Assistent und die Fotografin. Daneben saßen Polier Stepi und der Baggerfahrer auf Getränkeboxen. Beide tranken Bier. Sie waren

noch Arbeiter vom guten alten Schlag: Von wegen kein Alkohol am Arbeitsplatz. Nicht mit diesen alten Hasen.

Die Spurensicherung, Spusi genannt, pulte derweil den alten Landser aus dem Brunnen und legte alle Reste sorgfältig auf eine Plane. Weil der Brunnenboden modrig feucht war, hatten sich nicht nur Knochen, sondern auch ganze Leder- und Uniformteile erhalten. Der rechte Unterschenkel zum Beispiel steckte in einem vergammelten Soldatenstiefel, von Fachleuten auch „Knobelbecher“ genannt.

Langsam, aber sicher legte die Spusi schlammfarbene Knochen zu einem Skelett zusammen und daneben die Teile seiner Ausrüstung. Zum Schluss sah man oben einen Totenkopf mit allen Zähnen und einem zertrümmerten Schädel. Neben den Halswirbeln lag ein kleines Metallschild, das an einer Kette befestigt war.

„Was ist das?“, fragte die Fotografin.

„Das ist die Hundemarke erklärte der Kommissar. „Eine Erkennungsmarke, die jeder Soldat um den Hals trägt. Auf dem Metallschild steht in doppelter Ausführung Name, Vornahme, Geburtsdatum und Personenkennziffer. Stirbt der Soldat, bricht man eine Hälfte der Hundemarke ab und begräbt den Toten mit der anderen Hälfte. Dann liegt der Tote in der Erde und hat seine Hundemarke um den Hals, damit man weiß, zu wem die Knochen gehören, wenn sie wieder ausgebuddelt werden. Und die Militärbürokratie hat die andere Hälfte der Hundemarke, um den Angehörigen zu melden, dass ihr Liebster tot ist.“

„Aha“, sagte die Fotografin.

„Hier aber ist die Hundemarke vollständig. Das bedeutet wahrscheinlich, dass der tote Soldat auch heute noch beim Suchdienst des roten Kreuzes als ‚vermisst‘ gemeldet ist.“

„Woher wissen sie das so genau?“, fragte die Fotografin.

„Weil der erste Ehemann meiner Mutter seit 1945 vermisst ist. Als ich 1952 geboren wurde, war immer noch nicht klar, ob meine Mama jetzt heiraten darf oder ihr Exmann doch noch aus russischer Kriegsgefangenschaft kommt und plötzlich an die Tür klopft. Das war ein Scheißleben für Mama und Papa, für mich und meine große Stiefschwester.“

Dazu sagte die Fotografin nichts. Sogar der Assistent hielt sein vorlautes Maul.

Am interessantesten war aber eine große, zylindrische Blechbüchse, deren Deckel man aufschrauben konnte.

„Was ist das?“

„Das ist ein Gasmaskenbehälter“, sagte der Spusi-Mensch und öffnete ihn vorsichtig. „Musste jeder Soldat immer dabei haben.“

„Da ist aber keine Gasmaske drin“, stellte die Fotografin fest.

„Nein“, lachte der Mann mit Bundeswehrerfahrung. „Nur Idioten schleppen dauernd ihre Gasmaske mit sich rum. Die meisten packen lieber was zu essen oder zu trinken hinein.“

In der Blechbüchse war eine Schnapsflasche, eingewickelt in eine halbverfaulte Zeitung, damit die Glasflasche in der Blechbüchse nicht verräterisch klapperte oder gar zu Bruch ging. Der Mann löste die verfaulte Zeitung vorsichtig von der Flasche und packte sie in einen luftdichten Behälter. Trotzdem brachen ihm die oberen zusammengeklebten Papierschichten einfach weg. Aber auf einer besser erhaltenen, dunkelbraun verfärbten Seite konnte er die Kopfzeile entziffern. „10. März 1945“, stand da lesen.

In diesem Moment vollbrachte der Assistent eine kriminalistische Glanzleistung: „Dess bedeutet wahrscheinds, dass der Soldat frühestens am 10. März 1945 geschorbe iss.“

„Volltreffer“, sagte der Kommissar. „Es sei denn, jemand hat ihm nach seinem Tod eine Flasche Schnaps und eine alte Zeitung in die Büchse gelegt, um die Mainzer Kripo zu verwirren.“

Aber die Gasmaskenbüchse war eine Büchse der Pandora. Als der Spusimensch das Ding umdrehte, purzelten kleine Brocken heraus, die sich, wahrscheinlich durch die vergammelte Zeitung, dunkel verfärbt hatten.

Schtohz säuberte die Brocken vorsichtig mit einem Schwamm. Die Brocken waren nicht aus Metall und sie waren nicht aus Holz. Und je mehr er putzte, desto heller glänzten sie. Schließlich glänzten sie gelblich, geradezu goldfarben.

„Iss dess Gold?“, fragte der Assistent.

„Dess iss Bernschtein“, sagte Schtohz.

Noch komischer wurde die Sache, als Schtohz die Brocken nebeneinander legte, um alle zusammen zu fotografieren. Da sah man, dass die Bernsteinbrocken wie ein Puzzle zusammenpassten.

„Das könnte vielleicht wertvoll sein“, sagte der Kommissar.

„Unn wie bekomme mir dess raus?“, fragte der Assistent.

Kommissar: „Indem du die Bernsteinteile zu den Experten vom RGZM bringst.“

„RGZM?“, fragte der Assistent. „Was issen dess?“

„Das ist das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz.“

„Ach so“, sagte der Assistent. „Im Schloss. In de gross Bleich. Da, wo immer die Fernsehfasenacht iss. Unn wo im Hof im Sommer de Biergarde iss.“

„Sag bloss, du warst noch nie im RGZM?“

„Doch, in dem Biergarde im Hof, da war isch schunn öfters.“

„Ich meine, ob Du schon jemals im Museum warst.“

„Nää“, sagte der Assistent. „Mit de Schul sollde mir mal hingehe. In de siebt Klass. Abber da hab isch geschwänzt. Isch indressier misch eher wenischer fer son alde Klumbatsch.“

Schtohz lachte. Der Kommissar seufzte. Das RGZM hatte eine weltweit gerühmte Restaurationsabteilung. Und die Experten vom Museum arbeiteten bisweilen mit der Polizei zusammen, wenn es um gestohlene Kunstschätze oder Ähnliches ging.

„Bass acht“, rief Schtohz. Er säuberte die Hundemarke des toten Soldaten und las vor: „Jacob Kaiser, geboren am 21.5.1921. Personenkennziffer ...“

„Was für eine arme Sau“, sagte der Kommissar und notierte die Daten. „Mit Anfang Zwanzig einfach in einen Brunnen geworfen.“

„So ääfach kann dess nit gewese soi!“, widersprach der Baggerfahrer.

„Wieso?“

„Uff dem Brunne war Bedong! Der Borsch iss erst noigeschmisse worm, unn dann hot jemand den Brunne mit Bedong zubedoniert!“

Da ließ sich der Kommissar vom Baggerfahrer eine runde, verrostete Eisenplatte zeigen, auf der Betonbrocken klebten. Diese Platte hatte die Brunnenöffnung abgedeckt. Und darüber war Beton gegossen worden, damit niemand die Eisenplatte hochheben und in den Brunnen schauen konnte.

Vinzenzkrankenhaus

„Schmeiß en in de Brunne!“, röchelte der alte Mann. „Mer mache Bedong dribber, des merkt kääner!“

„Wen willst in de Brunne schmeiße?“, fragte Karl Napp, aber der alte sterbende Mann gab keine Antwort.

Zehn Minuten später: „Den schmeiße mer in de Brunne. Unn dess Kirchesilber behalde mir fer uns!“

„Kirchesilber“, fragte Karl. „Was fer Kirchesilber?“

Da ging die Tür auf und die Schwester kam herein: „Mach disch nackisch, gleich kimmt die Visite!“

„Des aach noch“, stöhnte Karl Napp gequält.

Und dann kam sie. Im Vollbesitz ihrer medizinischen Amtswürde rauschte die Chefärztin herein. Im Schlepptau dackelte eine Horde Medizinstudenten hinterher.

„Drehen Sie sich auf die Seite!“, befahl die Chefin.

Karl drehte sich auf die Seite und streckte der Chefärztin seinen Hintern hin. Sie zog einen Gummihandschuh an, schmierte den Zeigefinger mit Vaseline ein und fing an, in Karls wundem Hintern herumzubohren. Die Studenten glotzten interessiert.

„Aua!“, zuckte Karl. „U!“

„Reißen Sie sich am Riemen!“, befahl die Ärztin.

Dabei brabbelte sie medizinische Geheimsprache.

„Was hääßt dann dess uff Deutsch?“, fragte Karl gequält.

„Dass der Heilungsprozess zufrieden stellend verläuft“, sagte die Ärztin und zog endlich den Finger aus dem Popo.

Karl hatte die Befürchtung, dass jetzt alle Studenten zwecks praxisnaher Ausbildung der Reihe nach in seinem Hintern herumbohren durften, aber er hatte Glück. Die Ärztin rauschte ab, die Studenten wie die folgsamen Lämmer hinterher.

„Uff!“, stöhnte Karl erleichtert.

„Dess Bernschteinzimmer verklobbe mir!“, stöhnte Raub abends. Dann bekam er keine Luft mehr. Nachts wurde er aus dem Zimmer gefahren. Es war klar, was das bedeutete.